

SANDRA  
PARETTI  
LERCHE  
UND  
LÖWE



Weltbild

# Die unbezähmbare Caroline kämpft um ihre große Liebe ...

Um die Hand von Caroline, der gefeierten Schönheit der vornehmen Pariser Gesellschaft, halten gleich mehrere Männer an. Sie gibt ihr Jawort dem wohlhabenden und politisch einflussreichen Herzog von Belômer, doch dieser wird am Abend vor ihrer Hochzeit unter mysteriösen Umständen in England verhaftet ...

## Caroline Trilogie

Band 1: Rose und Schwert

Band 2: Lerche und Löwe

Band 3: Purpur und Diamant

Sandra Paretta

# Lerche und Löwe

Roman

**Weltbild**

## Die Autorin

Sandra Piretti, die in München, London und Rom studierte, schrieb etliche Romane, die in 16 Sprachen übersetzt wurden. Mit „Rose und Schwert“ beginnt sie eine wundervolle Trilogie historischer Romane, die packend und mit großer Emotionalität das aufregende Leben der Caroline de la Romme Allery erzählt.



Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Hellmut und Anka Schneeberger

Die deutsche Erstausgabe ist 1969 im Krüger Verlag erschienen

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-552-1

Im Brand der sinkenden Sonne jagte der Braut-Tross die Küstenstraße nach Saint-Malo dahin. Der Staub wirbelte unter den Hufen der Pferde, ihre Mähnen flogen im Wind. Die beiden silberbeschlagenen Karossen und die Gepäckwagen, auf denen sich die Sandelholzkisten türmten, ächzten in den Federn. Über allem lag die stumpfe Schmutzpatina einer Dreihundertmeilenfahrt. Aber Caroline ging es immer noch nicht schnell genug. Sie hätte Pferde gebraucht, die schneller waren als ihre Wünsche. So nah am Ziel kannte ihr Herz keine Geduld mehr.

Ihr gegenüber saß Philippe. »Ich glaube, noch nie sind Kutschen so schnell von Paris nach Saint-Malo gekommen. Wenn seine Jacht so schnell war wie wir, muss er den Cup des Prinzregenten gewonnen haben.«

Caroline antwortete nur mit einem Lächeln. Sie hatte die Regatta der Hochseesegler um die Isle of Wight, die der Herzog mitmachte, ganz vergessen, und jetzt lenkte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit auf sich. In der Ferne tauchte die Silhouette der bretonischen Hafenstadt auf: die Stadtmauer mit ihren Toren, von Regen, Wind und Sonne ausgewaschene Giebel, Zinnen aus dem Grau alten Silbers schoben sich in den Himmel, überragt vom Filigran der gotischen Kathedrale. Dort, in Saint-Vincent, würde sie morgen an seiner Seite vor dem Altar knien, am Tag der Tagundnachtgleiche, wie es seit Generationen in ihrer Familie Tradition war. Aus der Komtesse Caroline de la Romme Allery würde an diesem 23. September 1815 die Herzogin von Belômer werden.

Philippe rückte neben sie.

»Dort! Das ist das Schloss!«

Von dem weißen Saum der Brandung umspült und durch eine Mole mit dem Land verbunden, glich Schloss Mortemère mit den vier Ecktürmen aus dem 16. Jahrhundert eher einer Wasserfeste.

Ein Trupp Reiter kam ihnen entgegen. Eine Pferdelänge vor der ersten Kutsche teilten sie sich. Im vollen Galopp zogen sie die Zügel an. Die Kutschen rollten durch das Spalier der Pferde. Plötzlich war die Luft voller Blumen. In den Steigbügeln stehend, warfen die Männer Rosen über die Kutsche der Braut. Von dem Kordon der Berittenen umgeben, rollte der Zug der Kutschen weiter. Sie bogen von der breiten Straße auf einen schmaleren Weg ab, der im Schatten der Festungswälle von Saint-Malo in einem weiten Bogen abwärts führte. Aus der grünen See stieg Schloss Mortemère auf, alt und unzerstörbar wie der Fels, aus dem seine Mauern und Türme wuchsen. Auf den Ecktürmen wehten Fahnen. Donnernd rollten die Kutschen über die Bohlen der mit Mauern und Zinnen befestigten Mole in den Schosshof. Ein Gärtner war mit einem Gehilfen beschäftigt, die Portale und Fenster mit frischem Grün und bunten Blumengirlanden zu umwinden. Zimmerleute hämmerten an einem Tanzpodium. Mägde trugen in flachen Körben frischen Lachs ins Haus. An einem eisernen Gestell hingen Wildbret, abgezogene Lämmer, rote Rinderhälften. Aus den offenen Fenstern der Küche zog würziger Pastetenduft über den Hof. Über allem lag das tiefe Leuchten des

vergehenden Tages, der zu zögern schien, als gebe ihm das farbenprächtige Bild der Kutschen, der Reiter, der jubelnden Menschen einen Grund, länger zu verweilen.

Mit einem Ruck kam die Kutsche vor dem Portal zum Stehen. Philippe sprang heraus und reichte Caroline die Hand. Dann eilte er zu der zweiten Kutsche, um Eliette, der Halbschwester des Herzogs, die mit ihnen aus Paris gekommen war, herauszuhelfen. Pagen rollten einen blauen Läufer aus, in den mit Goldfäden das Wappen der Herzöge von Belômer, der Phönix, eingewebt war.

Lächelnd schritt Caroline durch das Spalier der Menschen, die alle einen Blick dieser Frau erhaschen wollten, die einen Mann bezaubert hatte, dessen Herz für uneinnehmbar gegolten hatte. Sie war nur wenige Schritte vom Portal entfernt, da trat aus dem Halbdunkel Leblanc, der Vermögensverwalter des Herzogs. Seine Verbeugung vor Caroline war mehr Höflichkeit eines Herrschers als Ergebenheit eines Dieners. »Komtesse – im Namen des Herzogs, willkommen auf Schloss Mortemère!«

Sie stand vor der Schwelle, zu der sie ein so weiter Weg geführt hatte – und zögerte. So nahe am Ziel überfiel sie Bangigkeit. Die ganzen letzten Wochen hatte sie sich nie eingestanden, dass in der Melodie ihres Glücks ein dunkler Ton mitschwang. Jetzt war er unüberhörbar. Sie wehrte sich dagegen. Sie wollte nicht denken, dass das Glück auch diesmal vielleicht nur ein Trugbild war. Aber sie war in ihrem Leben schon durch zu viele Schrecken gegangen, um in diesem Augenblick die Kontrolle über sich zu verlieren. Sie richtete den Blick auf Leblanc. »Geben Sie mir Nachricht, wenn die Jacht des Herzogs gemeldet wird.« Ihre Stimme verriet nichts von ihren Gefühlen.

Leblanc verbeugte sich. Die Legende, die dieser Frau vorausging, hatte ihn nicht beeindruckt. Die Schönheit einer Frau hatte nie etwas über diesen Mann vermocht. Er besaß die Stärke jener, die stark sind, weil sie weder Zweifel noch Hoffnung kennen, weder Liebe noch Hass. Aber die Ruhe, mit der sie diesen Augenblick gemeistert hatte, hatte ihn gewonnen. Diese Frau schien seines Herrn würdig zu sein – und auch der Dienste eines Leblanc. »Darf ich Sie führen?«

Die Gästezimmer lagen im westlichen Turm. Erst morgen, nach der Trauung, würde die Braut in die neu umgebauten Wohnflügel umziehen. Caroline hatte die Diener angewiesen, die großen Reisekoffer und Kisten unausgepackt stehen zu lassen. Sie stand in dem weiten Rund des Fensters, das den Blick auf das Meer freigab. »Ich verstehe ihn nicht«, sagte Eliette neben ihr, »dass er nicht einmal an einem solchen Tag auf sein Vergnügen verzichten konnte.«

Caroline antwortete nicht. Nichts konnte ihre Laune verderben. Mit einem Blick voll Bewunderung und Resignation sah Eliette ihr zu. Sie kam sich uralt vor neben diesem Geschöpf. Viel zu alt und viel zu vorsichtig, um geliebt zu werden. Nie würde ihr die Hingabe dieses Mädchens an den Augenblick möglich sein. Immer würde sie vor dem letzten Schritt zurückschrecken. »Ich habe einfach nicht die Kraft, die man braucht, um das Glück zu halten – so wie Sie.« Fast gegen ihren Willen hatte Eliette zu sprechen begonnen.

Caroline schüttelte lachend den Kopf. »Sie kennen ihn doch, Segeln ist seine

Leidenschaft. Und Sie wissen auch, dass er, seit es den Regent's Cup gibt, ihm nachjagt. Immer ist er ihm um Haaresbreite verloren gegangen. Aber diesmal hat er ihn gewonnen. Ich spüre es. Und ich habe das Gefühl, er hat ihn allein mir zuliebe gewonnen.«

Draußen kamen Schritte näher, dann klopfte es an der Tür. Leblanc näherte sich. Er wies die beiden livrierten Lakaien an, die Silberleuchter in den Raum zu tragen. »Schließt die Läden«, sagte er mit seiner dunklen Stimme, die außer seinen Augen das einzige Lebendige an diesem Mann zu sein schien. »Wir bekommen Sturm!«

»Sturm!?!« Er hatte den Satz gar nicht an sie gerichtet, aber Caroline zuckte bei diesem Wort zusammen. »Es ist die Zeit der Stürme jetzt, im September. Werden Sie das Essen auf dem Zimmer einnehmen?«

»Es eilt nicht. Ich werde mich melden.«

Die Tür schloss sich hinter Leblanc und den beiden Dienern.

»Ich werde nie ganz klug aus ihm«, sagte Eliette. »Seinen richtigen Namen kennt niemand. Er war neun oder zehn Jahre, ich war noch nicht geboren, als das Meer ihn hier anspülte und die Familie ihn aufnahm. Schon damals waren seine Haare schneeweiß. Daher der Name Leblanc, der Weiße.«

Caroline sah wieder die feine, wie gestochene Handschrift des Heiratsvertrages vor sich, den Leblanc aufgesetzt hatte. »Und er verwaltet das Vermögen?«

»Es gibt nichts, was in seinen Händen nicht zu Gold würde. Er findet immer neue Quellen; er gräbt alte, in Vergessenheit geratene Lehnsdokumente aus, uralte Privilegien. Er bekommt Wegzoll für jedes Stück Vieh, das hier auf den Wochenmarkt getrieben wird; die Gemeinde Dinard-Saint-Enogat hat uns an jedem Osterfest Lebkuchen zu liefern; die Pfarrei von Saint-Vincent schuldet uns zwölf Messen im Jahr – und ich weiß nicht, was noch alles. Die Leute hier nennen ihn nur den König von Saint-Malo. – Fragen Sie mich nicht, was uns alles gehört. Ich kenne mich darin so wenig aus wie der Herzog. Ich weiß nur: In einer Zeit, in der ganze Adelsgeschlechter verarmt sind, in der die Emigranten alles verloren haben, hat Leblanc Geld zusammengetragen, hat es aufgehäuft, vermehrt.«

Aus dem Haus drangen Geräusche geschäftigen Lebens: gedämpfte Stimmen, eilige Schritte, das Klirren beladener Tablette, das Prasseln der Öfen, die von den Gängen aus beheizt wurden, fernes Lachen. Eliette war gegangen. Caroline verschloss die Tür und eilte in das anschließende Schlafkabinett. Auf der Bergère hingebreitet lagen die beiden Roben für die Hochzeit. Die Journalisten der Pariser Modejournale hatten ihrem Schneider Leroy die Tür eingerannt, um die Erlaubnis zu erhalten, diese beiden Kleider abbilden zu dürfen. Wie gerne hatte sie die Hauptstadt verlassen. Wie glücklich war sie gewesen über den Entschluss des Herzogs, in Saint-Malo zu heiraten, fern von diesem Paris, in dem jeder ihrer Schritte, jedes ihrer Worte in der nächsten Stunde stadtbekannt waren ...

Caroline hatte sich vor dem Frisiertisch niedergelassen. Sie nahm die Nadeln und Kämmen aus dem Haar, löste die Bänder der Ziegenlederhandschuhe, streifte die seidenen Strümpfe ab. Sie zog die Jacke aus, die Bluse. Raschelnd sanken Rock und Unterkleider zu Boden. Im Spiegel erblickte sie ihren nackten Körper. Verwirrt wandte sie sich ab.



Fliehend vor sich selbst, vor der Unruhe, schlüpfte sie in das Bett. Sie war müde, und doch ersehnte ihr Körper eine andere Erlösung als die des Schlafs.

Ein strahlender Himmel spannte sich am anderen Morgen über Saint-Malo.

Das Frühstückstablett stand unberührt neben Caroline auf dem kleinen runden Tischchen. Sie hatte nur im Bad eine Tasse Tee getrunken. Nicht einen Bissen hätte sie essen können. Der Sturm war vorüber, der ersehnte Morgen gekommen; aber er war noch immer nicht da.

Sie öffnete den Schmuckkoffer, der auf dem Frisiertisch stand, hob das Zwischenfach heraus. Sie drehte den winzigen goldenen Schlüssel um, schlug den Deckel auf. Der taubeneigroße Diamant lag auf dem scharlachroten Samt, weißes Feuer versprühend, Symbol des Unzerstörbaren, Magnet des Glücks. Und doch berührte sie etwas Dunkles in diesem Augenblick. Sie kannte es. Sie hatte dagegen gekämpft, und sie hatte geglaubt, es besiegt zu haben – für immer: der Fluch, der sie zu verfolgen schien, seit jener Nacht vor eineinhalb Jahren, als sie aus Rosambou, dem Schloss ihrer Kindheit, hatten fliehen müssen. Betäubt von dem dunklen Vorgefühl, hörte sie nicht den Tumult, der unten entstanden war. Erst als die Tür aufsprang und Philippe hereinstürzte, kam Caroline wieder zu sich. »Die Jacht! Sie müssen gleich einlaufen.«

In der Halle warteten schon die Hochzeitsgäste, die mit zur Kirche fahren würden. Caroline eilte grußlos an ihnen vorbei, hinaus auf den Hof. Als sie zu der steilen Steintreppe kamen, die zu dem kleinen Jachthafen hinabführte, wollte Philippe ihr die Hand reichen, aber sie wehrte lachend ab.

Die Jacht, schwarz die Segel, schwarz der Schiffsleib, schoss über die glatte See. Die Segel flogen herum, das Boot legte sich zur Seite. In einem scharfen Bogen fuhr es in den Hafen ein, glitt an die Kaimauer heran.

Gebannt starrte Caroline hinüber. In einer Luke erschien ein roter Haarschopf. Ein Hüne in rostroter Uniform stand plötzlich an der Reling – sprang mit einem gewaltigen Satz zur Mole hinüber, noch ehe die Taue befestigt waren. Der Riese eilte an ihr vorbei auf Leblanc zu, den sie erst jetzt entdeckte. Das Gesicht des Verwalters war grau. Er machte eine Geste, als wolle er Carolines Hand ergreifen. »Es ist etwas Unfassbares geschehen, Komtesse«, sagte er dann. »Man hat den Herzog in England verhaftet.«

Philippe, der neben ihr stand, nahm ihren Arm, wollte sie wegführen. Caroline stieß ihn zur Seite. Sie trat einen Schritt vor und winkte den Hünen heran. »Was ist geschehen?«

Charles Tarr trat zögernd näher. Der eckige Schädel des Norwegers, der unmittelbar auf den mächtigen Schultern zu sitzen schien, deutete eine Verbeugung an. »Wir hatten den Cup gewonnen. Am nächsten Morgen wollten wir in See gehen.« Er sprach stockend, schien die einzelnen Worte zusammenzusuchen. »Der Herzog kam nicht, am nächsten Morgen ... nur ein Bote ... mit der Nachricht, dass man den Herzog verhaftet hätte, während des Festes.«

»Und der Grund?«

Der Norweger zuckte mit den Schultern. »Wusste niemand ...«

Caroline begriff, es war sinnlos, weiterzufragen. Sinnlos wie diese mysteriöse Verhaftung, sinnlos wie ihre Hoffnung. Sie blickte hinaus zu der Jacht. Eben fielen die schwarzen Segel herab, sanken in sich zusammen. Mit einer Schnelligkeit, die für Caroline in diesem Augenblick etwas Grausames hatte, entkleideten die Seeleute das Schiff. Schwarz schaukelte es auf der gleißenden Flut, schwarz starrten die Masten in den blauen Himmel – ein Skelett.

Mit dem rechten Fuß warf sie den schweren Brokatrock zur Seite, wandte sich zum Gehen. Etwas so Wildes ging von ihr aus, dass Leblanc und der Norweger vor ihr zurückwichen. Auch der Priester, der unvermittelt aus der Menge auf sie zutrat, um ihr ein Wort des Trostes zu sagen, prallte zurück. Das schwarze Feuer ihrer Augen schloss ihm den Mund. Sie eilte die steile, in den Fels gehauene Treppe empor. Als sie den Schlosshof betrat, blieb sie unwillkürlich stehen. Die ganze Hochzeitsgesellschaft stand dicht gedrängt in dem engen Halbrund. Caroline war es, als müsse sie davonrennen, fliehen aus dieser Arena, gefüllt mit Menschen, lüstern vor Neugier. Zu einer Hochzeit waren sie gekommen; aber was war schon eine Hochzeit gegen dieses Schauspiel einer Braut ohne Bräutigam! Caroline straffte sich. Hoch erhobenen Hauptes, ohne Hast durchschritt sie die sich bildende Gasse. Es war wie ein Zwang. Sie musste in die Gesichter dieser Menschen blicken. Die Männer wichen ihren Augen aus, manche schuldbewusst wie Jungen, die man beim Quälen eines hilflosen Tieres ertappt hatte. In den Augen der Frauen aber funkelte unter dem dünnen Schleier des Mitgefühls Triumph. Und mit diesen Menschen wäre sie in die Kirche eingezogen, mit ihnen hätte sie an einer Tafel gesessen, die gleichen Speisen gegessen, den gleichen Wein getrunken, zur selben Melodie getanzt!

Sie schritt die Stufen hinauf. In ihren Schenkeln, in ihrem Rücken war das Zittern der Erschöpfung wie nach einem scharfen Ritt. Aber die Menschen sahen nur das stolz erhobene Haupt, die Hand, die voll Anmut den Rock raffte, das Leuchten einer unbesiegbaren Kraft im Schatten der dichten Wimpern – und sie hatten plötzlich das Gefühl, dass man sie um etwas betrogen hatte ...

Aufatmend betrat Caroline die Halle. Es vergingen Sekunden, bis sich ihre vom Sonnenlicht geblendeten Augen an die Dämmerung gewöhnten. In einer natürlichen Reaktion ihrer starken Natur trat sie, um erst einmal Atem zu schöpfen, an die lange Tafel, auf der das kalte Büfett aufgebaut war. Es waren nicht die üblichen pompösen Platten mit kunstvollen Arrangements. Antoine Carème, der ungekrönte König der französischen Küche, den der Herzog nach Saint-Malo hatte kommen lassen, hatte sich nicht mit Alltäglichem zufriedengegeben. Aus Hummern, Lachsen, Aalen, Forellen, aus Bärenschinken, Rehziemern, Gänsebrüsten, Straußeneiern, weißen und schwarzen Trüffeln, aus allen Früchten und Kräutern dieser Erde hatte er eine fantastische Landschaft aufgebaut. Ein abwesendes Lächeln auf den Lippen, stand Caroline davor. Für einen Augenblick hatte der Schmerz seine Macht über sie verloren. Aber als sie sich jetzt umwandte und Monsieur Carème gewahrte, musste sie sich Gewalt antun, um ihn nicht schroff zurechtzuweisen. »Bitte, Monsieur Carème, lassen Sie alles abräumen ...«

Antoine Carème starrte sie mit offenem Mund an, rührte sich nicht von der Stelle. »Ich

habe vier Tage und vier Nächte daran gearbeitet, ununterbrochen. Ich habe mein Bestes gegeben. Nein, nein, das kann nicht alles umsonst gewesen sein ...« Er hob flehend die Hände. »Noch sind die Gäste da! Sie werden ihnen diese Köstlichkeiten nicht vorenthalten!«

Carolines Geduld war am Ende. War dieser Mensch so naiv oder war er so roh? »Monsieur Carème, Sie haben meinen Wunsch gehört. Sie können die Speisen an die Armen von Saint-Malo verteilen.«

»Nein!« Er breitete theatralisch die Arme aus. Wie ein Besessener lief er vor der Tafel auf und ab. »Lieber zerstöre ich es mit meinen eigenen Händen.« Caroline stand am Fuß der Treppe. Sie wünschte lachen zu können über diese groteske Szene. Aber ihr graute.

Die fünf Schläge der Uhr im Eckturm verklangen. Der Schrei eines Wasserhuhns kam aus dem nahen, schilfbestandenen Ufer. Caroline stand unter dem Portal und blickte in den Schosshof. Es dunkelte. Die Gäste waren abgereist. Als Letzte hatten vor wenigen Minuten Philippe und Eliette Mortemère verlassen. Es war nicht leicht gewesen, ihren Bruder davon zu überzeugen, dass er in Paris beim König mehr für den Herzog tun konnte, als wenn er sie nach England begleitete. Von zwei Knechten gezogen, rollte ihre Reisekutsche auf den Hof. Vier Pferde wurden aus dem Stall geführt, haselbraun und kräftig. Ihren Reisekoffer auf der Schulter, sprang Batu auf den Bock, warf ihn auf das Kutschendach. Sorgfältig begann er ihn festzuschnüren.

Ein Tag war vergangen, vierundzwanzig endlose Stunden, und jetzt verlangte es sie mit Ungeduld, von hier fortzukommen ...

Caroline durchschritt die Halle, suchte den Weg zum Arbeitszimmer. Die Wände des uralten Raumes nahmen vom Boden bis zur Decke Archivschränke ein, schwere Schlösser hingen davor. Leblanc, in dem hochlehnten Stuhl hinter dem Schreibtisch, saß nach vorne gebeugt da. Die Feder in seiner Hand raschelte über das vor ihm liegende Papier.

»Bitte, Monsieur Leblanc«, brach Caroline das Schweigen, »sorgen Sie dafür, dass alle zwanzig Meilen frische Pferde bereitstehen.«

Die steile Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich. »Ich hoffte, Sie würden es sich doch noch anders überlegen, Komtesse.« Er legte den Federkiel aus der Hand. Er öffnete den Mahagonikasten, in dem er Petschaft und Siegellack aufbewahrte. So eine Frau war ihm noch nicht begegnet. Jede andere hätte eine Tragödie daraus gemacht. Diese da hatte niemand weinen sehen. Eine Weile war sie auf ihren Zimmern geblieben. Dann hatte sie ihrer Zofe geklingelt, hatte sich ein Bad bereiten und dazu frischen Lachs, Butterkartoffeln und Weißwein servieren lassen. Sie war anders. Sie war stark. Er hatte nicht Angst um sie, wenn sie allein nach England fuhr. Einen Augenblick spielte er sogar mit dem Gedanken, ob er sie nicht zu seiner Verbündeten machen sollte. Es war eine spontane Gefühlsaufwallung – und das genügte, ihn davon Abstand nehmen zu lassen. Er sah zu ihr auf. »Fahren Sie nicht nach England. Hören Sie auf mich.«

Carolines Blick war auf die Gegenstände gefallen, die neben Leblanc auf dem Tisch lagen: mit seltsamen Zeichen bedeckte Blätter, Zirkel und Winkelmesser, ein siderisches Pendel, ein Astrolabium. Dieser Mann setzte sie in Erstaunen. »Wie ich sehe«, sagte sie lächelnd, »beschäftigen Sie sich mit Astrologie, Monsieur Leblanc. Sie wollen mich doch nicht etwa deshalb von meinem Vorhaben abbringen, weil die Sterne und Zeichen dagegen sind?«

Er blickte sie an, aus Augen, deren Feuer sein weißes Haar und die Runen, die das Alter in sein Gesicht gegraben hatte, vergessen ließ. »Es ist nur ein Zeitvertreib«, sagte er, »der Zeitvertreib eines Mannes, der wenig Schlaf braucht.«

»Und erfüllen sie sich – Ihre Berechnungen? Sind in Ihrem Leben die Dinge eingetroffen, die in den Sternen standen?«

»Ich habe das Glück, mein eigenes Horoskop nicht stellen zu können!«

»Und mein Horoskop? Und das des Herzogs? Haben Sie es gestellt? Was haben Sie herausgefunden?« Für einen Augenblick vergaß sie, warum sie hergekommen war.

»Die Bahnen seiner Sterne sind unauflöslich mit denen Ihrer Sterne verbunden, Komtesse.« Seine Stimme war voller Zurückhaltung, fast abwehrend.

»Ich will es sehen«, sagte sie. »Zeigen Sie es mir!« Sie trat näher an den Tisch. Aber er legte die Hände über einige Blätter.

»Wir haben hier ein Sprichwort«, sagte er. »Ein sehr weises. Wenn man auf die eigenen Füße schaut, stolpert man.«

Zuerst war Caroline betroffen von seiner Weigerung, aber dann lachte sie. »Ich will es beherzigen«, sagte sie. »Ich werde nicht auf meine Füße blicken, sondern auf schnellstem Weg reisen.«

Wieder sah er sie an. »Ich bezweifle, ob es der beste Weg sein wird, Komtesse, dem Herzog zu helfen.«

»Nennen Sie mir einen besseren, und ich will ihn gerne befolgen. Wenn Sie einen Verdacht haben, sprechen Sie!«

»Einen Verdacht?« Leblanc entzündete eine Kerze, hielt sie an den Siegellack. Langsam drehte er den roten Lackstift. Der erste Tropfen fiel auf das weiße Papier. Er presste das Siegel in den Lack. »Ein Mann, der so reich ist wie der Herzog, hat immer Feinde«, sagte er. »Reich zu sein – und ein Träumer, nichts schlimmer als das! Keine Schwäche zu haben, das hat die Welt noch keinem verziehen.« Mit abwesendem Blick räumte er die Schreibsachen auf. Sicher, er hatte eine Vermutung. Es war ihm immer klar gewesen, dass einmal der Tag kommen musste: So dicht das Netz der Geheimhaltung auch gesponnen war, so gut die Papiere der Schiffe auch getarnt waren, so unauffällig das Geld in den verschiedensten Bankhäusern deponiert war, einmal hatte eine Masche dieses Netzes reißen müssen. Aber noch war es nichts weiter als ein Verdacht. Und Leblanc war ein zu weitsichtiger, zu praktisch denkender Mann, um seine Entschlüsse auf Vermutungen zu gründen. Er erhob sich, reichte ihr ein offenes Kuvert. »Eine Vollmacht für das Londoner Bankhaus Barring. Wenn Sie sie vorzeigen, erhalten Sie jede beliebige Summe, Komtesse. Eine Kautions kann unter Umständen sehr hoch sein.«

»Eine Kautions?« Sie begriff nicht gleich. »Was auch immer geschehen ist, der Herzog ist zu Unrecht inhaftiert!«

Was verheimlichte er vor ihr? Die Frage lag ihr schon auf der Zunge, aber sie wusste, dieser Mann würde nicht antworten. Eine Hand auf den Schreibtisch gestützt, stand er da. Seine Gestalt verschwand in dem Halbdunkel, das aus den Ecken des Raumes drängte, und Caroline schien es, als sei er aus demselben ungreifbaren und doch undurchdringlichen Stoff gemacht und kehre nur in sein eigentliches Element zurück. Nein, hier kam sie nicht vorwärts. Genauso gut hätte sie die Mauern dieses Schlosses befragen können. Sie nahm das Kuvert aus seiner Hand entgegen. Wie hatte sie überhaupt ein Wort verlieren können! Vom Hof drang das Geklingel des Pferdegeschirrs herauf. »Ich danke Ihnen.« Leblanc verneigte sich. Eigentlich waren es nur seine Augen,

die noch mehr ins Dunkel zurücksanken.

Sie streckte die Beine wohligh auf dem Fußpolster aus, das zwei flache, mit heißem Wasser gefüllte Kupferflaschen von unten her erwärmten. Sie öffnete den Deckel des runden Proviantkörbchens, das neben ihr stand. Ihre Finger glitten tastend über vielerlei Tüten und Dosen. Sie suchte nicht die kandierten Früchte, das Schokoladengebäck. Sie hatte Lust auf das Stück Roggenbrot, das Batu ihr immer in einer silbernen Dose hineinschmuggelte. Jede Magd bekam davon, so viel sie wollte, nur sie musste sich dieses Stück Brot seit ihrer Kindheit ›stehlen‹. Marianne, die Beschließerin von Rosambou, und für sie fast so etwas wie eine Mutter, die es selber so gerne aß, am liebsten frisch aus dem Backofen, hatte immer getan, als würde Caroline krank davon werden. Nur weil sie eine Adlige war!

Caroline hatte das nie begriffen. Aber es war immer noch so. Die Revolution? Auch sie hatte daran nichts geändert. Gerade die einfachen Menschen waren es, die hartnäckig auf diesen äußerlichen Zeichen des Unterschiedes zwischen Herr und Diener beharrten, als wäre es eine Schande, einem Herrn zu dienen, der dasselbe Brot aß. Diese Welt war manchmal schwer zu begreifen ...

Die Kutsche kam so unvermittelt zum Stehen, dass der Ruck Caroline vornüber warf. Mit beiden Händen fing sie sich gerade noch an der dicken Kordelschlaufe, die neben dem Vorhang herunterbaumelte.

Sie stieß den Schlag auf. Der Nebel war so dicht, dass sie die zwei Führungspferde des Vierergespans kaum erkennen konnte. »Was ist denn? Warum geht es nicht weiter?« Plötzlich entdeckte sie die Männer. Zwei hielten die Zügel der Leitpferde. Der dritte kam auf sie zu.

Die breite goldene Verschnürung einer Kapitänsuniform schimmerte auf, als der Mann an den Schlag trat. Er setzte den Fuß auf das aufgeklappte Trittbrett. Caroline sah es mit Empörung; sie wünschte, sie wäre nicht so leichtsinnig gewesen, ihre Waffe in den Koffer zu werfen. »Wer sind Sie? Und woher nehmen Sie die Frechheit, meine Kutsche anzuhalten?«

Ein dunkles Gesicht hob sich ihr entgegen. »Manuel Janio Herrera, Kapitän der Myrmidon.« Er sprach ein rauhes, kehliges Französisch. »Und dieser Aufenthalt dient nur Ihren Interessen, Komtesse.«

Er kannte sie! Und wagte es dennoch, sie aufzuhalten. »Ich bin in Eile. Befehlen Sie Ihren Leuten ...«

»Ich kenne den Grund Ihrer Eile«, fiel er ihr in seinem seltsamen Tonfall ins Wort. »Aber warum die weite Reise nach England, wenn Sie von Manuel Herrera aus Peru erfahren können, weshalb der Bräutigam nicht zur Hochzeit erschienen ist.«

Er legte den Kopf ein wenig zur Seite. Sein glattes, von Feuchtigkeit benetztes Haar glich einem schwarzen Helm. »Da ich befürchte, Sie werden meinen Worten kaum Glauben schenken, ist es besser, Sie überzeugen sich mit eigenen Augen.«

»Was sollen diese Andeutungen? Reden Sie endlich!« Sie sah die Züge des Peruaners jetzt deutlicher, das olivfarbene Gesicht, die breiten Backenknochen, die schrägen, weit



auseinanderstehenden Augen, die Reflexe von zwei Pupillen, die unverwandt auf sie geheftet waren und etwas Tigerhaftes hatten.

Um den breiten, schmallippigen Mund des Mannes lag ein gespannter Zug. Es konnte ein freundliches oder ein grausames Lächeln sein. »Ich möchte Ihnen ein Schiff zeigen. Eines der vielen Schiffe des Herzogs. Vor allem aber die Fracht, die wir an Bord haben. Wir werden gerade zurechtkommen, wenn die Ware ausgeladen wird. Dann werden Sie vieles verstehen, Komtesse.« Er wandte sich einen Augenblick ab, gab seinen Männern ein Zeichen. Die Pferde zogen an. Er schwang sich in die anfahrende Kutsche. Warum hatte sie das zugelassen? Sie konnte sich immer noch nicht beruhigen, dass es diesem Mann gelungen war, sie zu überrumpeln. Ein Schiff des Herzogs? Sie wusste nicht einmal, dass Schiffe zu seinem Besitz gehörten. Und was sollten diese Andeutungen von der Fracht? Wo fuhren sie überhaupt hin? Die Scheiben der Kutsche waren blind vom Nebel, und nicht einmal das Geräusch der unter den Rädern wegspringenden Steine konnte ihr das entsetzliche Gefühl nehmen, dass kein Boden mehr unter ihnen war. Sie hatte jede Orientierung verloren. Tückisch und lautlos, wie durch einen bösen Zauber, hatte sich die Welt verwandelt. Gab es im Leben des Herzogs etwas, von dem sie nichts wusste? Etwas, das er ihr verschwiegen hatte, um sie zu schonen, sie in Sicherheit zu wiegen?

Verschwommen drangen Lichter durch den Nebel, Stimmen, die Silhouetten nackter Schiffsmasten. Die Kutsche hielt. Herera sprang hinaus, streckte ihr die Hand entgegen.

Alles in Caroline wehrte sich dagegen, sich auf den Arm dieses Mannes zu stützen; doch etwas warnte sie, seinen Stolz zu sehr zu verletzen. Als hätte sie seine Hand übersehen, stieg sie schnell aus.

Das Licht der wenigen Laternen versickerte im Nebel. Das weite Halbrund des Hafenkais von Saint-Malo glich einer im Ungewissen dahintreibenden Insel. Schweigend schritt sie neben dem Peruaner den Kai entlang. Der Anschlag der Wellen begleitete ihren Weg, aufgespannte Fischnetze, überzogen mit dem glitzernden Gespinnst der Feuchtigkeit. Ein Boot wartete auf sie; am Heck steckte eine rauchende Fackel. Sie nahm auf der Bank Platz. Ein anderes, tief im Wasser liegendes Boot kam ihnen beim Übersetzen entgegen. Schulter an Schulter, in drei Reihen, kauerten dunkle Gestalten. In das Klatschen der Ruder mischte sich Kettengeklirr. Durch einen Riss des Nebels fiel Licht auf sie: schwarze krause Köpfe, schwarze nackte Leiber – Sklaven? Sie wandte den Kopf, suchte den Blick des Peruaners. Doch Herera beachtete sie nicht. Auch an Deck der Myrmidon erwartete sie dasselbe Bild; die nächste Kolonne dunkler nackter Leiber stand zum Ausladen bereit. Beleuchtet von Laternen, ragte am Heck die Kapitänskajüte auf. Caroline schloss geblendet die Augen, als sie eintrat. Überall brannten Lampen, deren geschliffene Glaszylinder die Helligkeit vervielfachten.

Trotz der strahlenden Helligkeit und des verschwenderischen Reichtums der Einrichtung hatte der Raum etwas Düsteres. Der chinesische Seident Teppich, die Vorhänge und Portieren – schwarze barbarische Muster bedeckten sie: Riesenblumen mit weit geöffneten tierähnlichen Kelchen, Feuer speiende Drachen.

Wortlos hatte Herera ihr einen Stuhl hingeschoben; es war dieselbe Bewegung wie an

der Kutsche, herrisch und zugleich unterwürfig. »Muss ich noch viel erklären«, begann er jetzt, »oder erraten Sie die Wahrheit? Die Myrmidon ist nichts anderes als ein Sklavenschiff, Komtesse! Eine schwarze, aber goldene Fracht. Ich bin nur mit einem Achtel an diesem Schiff beteiligt – aber selbst dieses Achtel macht mich zu einem reichen Mann.« Sein schmallippiger Mund öffnete sich zu einem lautlosen Lachen. »Diese eine Fahrt allein bringt 50 000 Pfund ein. Und ich weiß mit Sicherheit von fünf weiteren solchen Schiffen, die dem Herzog von Belômer gehören. Monsieur Leblanc könnte Ihnen gewiss noch genauere Auskünfte geben.«

Caroline hatte das Gefühl, von einem bösen Traum gefangen gehalten zu werden. Und wie im Traum fühlte sie sich wie gelähmt, ihrer Sprache beraubt.

»Nicht, dass ich etwas dagegen einzuwenden hätte, dass der Herzog auf diese Art seinen Reichtum vermehrt«, fuhr Herera fort. »Viele haben sich an dieser goldenen Ernte beteiligt. Der Reichtum Liverpools, Bristols, Londons, es gäbe ihn nicht ohne den Sklavenhandel. Warum ich Ihnen das alles sage: Weil gerade die Engländer, die dieses Geschäft mit so viel Tüchtigkeit und Erfindungsgabe betrieben haben, plötzlich ihre sentimentale Ader für das Recht dieser Schwarzen entdeckt haben. Kurz, Komtesse, England hat seit einigen Jahren den Handel mit Sklaven auf allen seinen Schiffen zum Verbrechen erklärt. Sie kontrollierten ein Schiff namens Felicidade. Ein Spanier? Zur Tarnung, ja. Aber in Wirklichkeit gehört das Schiff Ihrem zukünftigen Gatten, und es hatte dreihundertfünfzig Sklaven an Bord. Nach dem englischen Gesetz wird so etwas mit fünfzehn Jahren Deportation bestraft. Das war der Grund für die Verhaftung des Herzogs!«

Carolines Gehirn registrierte die Worte. Der Mann sprach zu sicher, als dass es eine Lüge sein konnte. Und doch hatten seine Worte keine Gewalt über sie. Sie hob den Kopf. »Und das ist alles? Deshalb haben Sie mich hierher gebracht?«

Er starrte sie an. Wie er sie hasste, diese stolzen, marmornen Seelen der Weißen. Zu lange trug er den Wunsch in sich, sie einmal in seinem Leben seinem Willen zu unterwerfen. Er, der Nachfahre eines Indio, der sich selbst dazu verdammt hatte, unter diesen schwarzen Kreaturen zu leben.

»Sie sind mir eine Antwort schuldig, Kapitän Herera«, sagte Caroline ruhig. – »Ich denke, Sie stehen in den Diensten des Herzogs. Aber ich will Sie gerne davon entbinden ...«

Herera zuckte die Achseln. »Leblanc hat Ihnen kein Wort von alledem gesagt. Ist es so? Er hätte Sie nach England reisen lassen, ohne dass Sie überhaupt gewusst hätten, worum es geht. Er scheint Geheimnisse ebenso zu lieben wie das Geld.«

Leblanc! Caroline erinnerte sich an Eliettes Worte, dass der Herzog sich nie um Geld oder Geschäfte gekümmert hatte. Wenn er von diesen Geschäften ebenso wenig wusste wie sie bis zu dieser Stunde? Wenn es allein ein Werk Leblancs war? Aber noch während sie es dachte, wurde ihr klar, dass es ihr im Grunde gleichgültig war. Sie musste zu ihm. Alles andere war bedeutungslos. Sie hatte schon genug Zeit verloren. Sie sah Herera an. »Sie haben mir gezeigt, was Sie mir zeigen wollten«, sagte sie. »Welches Interesse

hatten Sie daran?«

»Ganz einfach. Wir beide sind gleich stark an einer Sache interessiert – an der Freiheit eines Menschen. Ich habe Ihnen die Freiheit des Herzogs anzubieten – gegen die Freiheit eines Mannes, den Intendant Leblanc auf Mortemère beherbergt.«

»Ein Gefangener – auf Schloss Mortemère?«

»Ich sagte beherbergt!!«

»Aber Sie meinen: gefangen. Was ist mit ihm? Kommen Sie zur Sache!«

»Ich habe Freunde, die sich für diesen Mann interessieren, das heißt, für eine Erfindung, die er gemacht hat. Das Haus Santi und Leblanc hatten ursprünglich vor, diese Erfindung gemeinsam auszuwerten – aber Leblanc scheint plötzlich das Geschäft allein machen zu wollen. Übergeben Sie mir den Mann, und schon morgen wird der Herzog frei sein. Das Haus Santi ist mächtig genug.«

Caroline hörte zu, ohne den ganzen Sinn der Worte zu begreifen, die Hintergründe dieses überraschenden Angebots. Und sie versuchte es auch gar nicht erst. Was gingen sie diese Männergeschäfte an? Sie dachten alle nur an sich, an ihren Vorteil, an ihre Ziele. Sie musste es genauso machen. »Was reden wir lange«, sagte sie. »Lassen Sie uns aufbrechen. Sie sollen Ihren Mann haben.«

Herera verneigte sich. Um seinen Mund spielte ein Lächeln, halb Staunen, halb Triumph.

Der große Saal, die leere abgeräumte Tafel – Caroline schritt achtlos daran vorüber. Ein Lichtstreif fiel durch den Spalt der angelehnten Tür zu Leblancs Arbeitszimmer. Sie öffnete sie leise, trat ein. Er saß an seinem Schreibtisch, im Lichtkreis einer einzigen Kerze. Er hob den Kopf, stand auf, als er sie erkannte, Verwunderung auf den Zügen, Überraschung, dann Freude. »Sie sind zurückgekehrt? Ein weiser Entschluss, Komtesse!«

Caroline stand da, drehte die Handschuhe zwischen den Fingern. Nein, Leblanc war kein Untergebener, dem man einen Befehl erteilte und der blind gehorchte. Zu lange Jahre stand er schon in den Diensten der Herzöge von Belômer. Er hatte ein Recht auf eine Erklärung. »Es geschah nicht freiwillig«, sagte sie. »Ich bin aufgehalten worden, gegen meinen Willen ... von Herera, dem Kapitän der Myrmidon.« Sie beobachtete sein Gesicht, aber kein Muskel verriet ihr seine Gedanken, und doch spürte sie instinktiv, dass ihn diese Nachricht traf. »Er hat mich auf die Myrmidon gebracht, die gerade ihre Fracht löscht.«

Leblanc stand da, die Arme auf der Brust ineinander verschränkt, blickte sie ruhig an. Kein Erschrecken, nicht der Schatten eines schlechten Gewissens lag in seinem Blick, eher Trauer, Melancholie. »Und dieses Wissen – macht es Sie leichter, glücklicher?«

Sie wich seinem Blick nicht aus. »Der Herzog – weiß er von diesem Handel?«

Leblanc schüttelte bedächtig das Haupt. »In der Welt eines Herzogs von Frankreich ist es nicht üblich, von Geld zu sprechen, noch sich darüber Gedanken zu machen, wie es erworben wird. Das ist allein meine Aufgabe.« Er lächelte. »Wenn man seine hohen Begriffe bewahren will, ist es besser, die Wirklichkeit nicht kennenzulernen. Ich rate Ihnen, vergessen Sie, was Sie gesehen haben.«

»Sie vergessen, dass diese Art von Geschäften der Grund ist, warum man den Herzog verhaftet hat. Eines seiner – Ihrer Schiffe wurde aufgebracht. Die Felicidade, mit Sklaven an Bord. Herera bot mir einen Handel an: Die Freiheit des Herzogs gegen die Freiheit eines Mannes, den Sie hier gefangen halten. Herera wartet draußen darauf, dass ich ihm diesen Mann ausliefere.«

»Es ist gut, dass Sie Herera hergebracht haben«, sagte Leblanc. »Ich werde mit ihm sprechen. In einer Sprache, die er versteht.«

»Nein! Es ist genug geredet worden. Sie geben den Mann heraus!«

»Ich vertrete die Interessen des Herzogs«, sagte Leblanc. »Und ich würde sie verletzen, wenn ich Ihren Befehl befolgte.« Er neigte den Kopf. »Wenn mich eine Schuld trifft, dann die, dass ich nicht genug Vorsicht habe walten lassen, und das wäre in der Tat ein unverzeihlicher Fehler. Was die Art des Handels, den wir mit einigen Schiffen betreiben, anbelangt ... die Welt ist hässlich und schmutzig, gewiss. Ich habe sie nicht gemacht, ich finde mich nur in ihr zurecht, Komtesse. Es gab eine Zeit nach der Revolution, da wurden die Schlösser des Adels geschleift, die Alleen zu Brennholz zerhackt, da saßen Herzöge in London in der Emigration in kalten Dachstuben, da verbargen sich die stolzesten Namen Frankreichs hinter den Zeichen von Pastetenbäckern

und Schnapsbrennern. Der Herzog von Belômer aber konnte Hunderten das Leben retten, dank seines bewahrten Vermögens. Er bekämpfte Napoleon, während ich, sein Diener, ganz Europa mit Marmorbüsten des Kaisers überschwemmte. Und während unsere Schiffe, Gesetze und Verbote übertretend, Spezereien und Zucker ins Land schmuggelten, konnte der Herzog Ihren Vater aus Vincennes befreien, vor dem sicheren Tod ...« Er schien nicht mehr zu ihr zu sprechen. Rastlos durchmaß er den Raum, den Kreis des Lichts verlassend, wieder in ihn zurückkehrend. »Es ist so viel Böses im Namen des Guten geschehen, warum nicht Gutes im Namen des Bösen?« Er blieb vor Caroline stehen, warf ihr einen forschenden Blick zu. Mit seinem untrüglichen Sinn für die Realität wusste er, dass er dem Herzog mit der Auslieferung Ramon Sternes nicht im Mindesten half. Aber wie sollte er das dieser Frau klarmachen? Trotzdem sagte er: »Hören Sie mir bitte noch einen Augenblick zu, Komtesse, dann mögen Sie entscheiden. Sie wollen, dass ich diesen Mann ausliefere – gegen ein vages Versprechen. Dieser Mann besitzt ein wertvolles Geheimnis: das Wissen und die Pläne, Schiffe zu bauen, die schneller sein werden als der schnellste Klipper. Begreifen Sie, was das bedeutet? Wer diese Schiffe besitzt, der wird ...«

Caroline hörte seine Worte, fühlte seinen erwartungsvollen Blick auf sich gerichtet. Sie hatte ihm die ganze Zeit zugehört, obwohl es sie große Überwindung gekostet hatte. Jetzt war es ihr genug. Das war nicht der Augenblick, nachzudenken! Wenn sie damit anfang, würde sie morgen noch hier sein.

»Und wenn dieser Mann Gold machen könnte! Geben Sie ihn frei!«

Leblanc sah Caroline mit dem Blick eines Menschen an, für den es nur eines gab, vor dem ihm graute: Handlungen, die vom Gefühl diktiert waren. Trauer war in seinem Blick, die ganze Kluft zwischen Vernunft und Leidenschaft. Er neigte leicht das Haupt. »Ihr Diener, Komtesse.« Ohne ein weiteres Wort wandte er sich um. Er zog einen Vorhang an der Schmalseite des Raumes zur Seite. Eine Tür wurde sichtbar, schwang lautlos auf.

Durch wie viele Gänge war sie Leblanc gefolgt? Endlich blieb er vor einer Eichentür stehen. Es wunderte sie, dass sie nicht verschlossen war. Sie traten in einen Raum. Er lag im Dunkeln, aber der Luftzug ließ die Glut eines Holzkohlenbeckens aufglimmen. Leblanc schob einen Vorhang zur Seite, hob die Lampe. Auch hier war es finster. »Hat man Ihnen denn kein Licht gebracht?«, fragte Leblanc besorgt.

»Ich habe es gelöscht«, sagte eine Stimme. »Die Tage sind mir lang genug.«

Caroline stutzte, als sie die Stimme vernahm; es war wie ein vergessener Klang, der irgendwo aus der Erinnerung aufstieg. Leblanc stellte die Lampe auf einem Marmortisch ab. Der Raum glich in nichts einem Verlies. Am Boden lagen wertvolle Teppiche; an der Wand stand ein Bücherschrank; der goldene Rahmen eines Spiegels schimmerte matt. Eine offene Bogentür führte in einen zweiten Raum, in dem ein großer Zeichentisch aufgestellt war. An einer Tischstaffelei lehnte der Aufriss eines Schiffes.

»Man erwartet Sie«, sagte Leblanc. »Ich bedauere, dass ich Sie nicht überzeugen konnte, dass Ihre Erfindung hier in guten Händen gewesen wäre.«

Der Mann erhob sich. Er trat an das Bücherregal, nahm einen schmalen

silberbeschlagenen Lederband heraus. »Ich bin bereit.« Als er sich umwandte, fiel das Licht der Lampe voll auf sein Gesicht. Caroline erschauerte. Wie schon einmal stand er vor ihr, wie von den Toten auferstanden, wie damals, als er aus der Nacht am Portal ihres Pariser Palais auftauchte, aus Sturm und Gewitter. Nur noch einer auf der Welt hatte diese Augen gehabt: Ramon Sterne, der Bruder des Korsaren. Sie lief auf ihn zu. »Sie? Wie in aller Welt kommen Sie hierher? Warum sind Sie damals nicht mehr gekommen? Haben Sie es gefunden, das Vermächtnis Ihres Bruders?«

Er sah sie an. Sein Gesicht war ruhig, und doch schien es zu brennen. »Ja, ich habe es gefunden, Komtesse. Aber wie Sie sehen, sind andere mächtiger.«

Sie wandte sich ab, suchte Leblancs Blick. »Zwei schnelle Pferde, Sattelzeug ...«, sagte sie. Wenn er davon überrascht wurde, so verriet sein Gesicht nichts. »Komtesse befehlen«, sagte er. »Ich werde es veranlassen.«

»Nein! Zeigen Sie uns nur den Weg zu den Ställen. Und überlassen Sie alles andere uns!«

»Sehr wohl, Komtesse.« Leblancs Schritte verhallten im Dunkel. Caroline tastete nach dem Riegel der Holztür; knirschend öffnete sie sich. Vor ihnen lag ein zweiter Hof, gesäumt von den Ställen, den Wohnungen des Gesindes. Irgendwo in einem der Pferdetröge tröpfelte Wasser. Ein Flattern huschte um den entlegensten der vier Ecktürme, eine Eule schrie. Weit entfernt, davor zu erschrecken, weckte dieser Laut in Caroline eher einen prickelnden Reiz. Sie ging voran, öffnete das Stalltor. Die Tiere hoben die Köpfe. Sie schritt die Boxen ab; bei einem Hengst mit weißer Blesse blieb sie stehen. Sie band das Tier los, führte es vor, zur Geschirrkammer. Auch Sterne hatte ein Pferd losgebunden.

Den Schwarzen am Zügel führend, wies sie den Weg zum Schlosstor. Sie spähte durch das Gitter der seitlichen Pforte nach draußen. Der Nebel hatte sich gelichtet, sie sah die beiden Männer auf ihren unruhig tänzelnden Pferden. Sie wandte sich an Sterne. »Was auch geschieht, wir müssen zusammenbleiben.« Sie zog das Tor auf, langsam, behutsam, schwang sich in den Sattel. Sie spürte das warme Fell des Tieres, seine Muskeln und Sehnen. Diese Berührung hatte etwas Beruhigendes, Vertrautes. Nichts und niemand würde sie nunmehr hindern.

Die Zähne des Tieres mahlten an der Trense, so als hätte sich ihre Ungeduld ihm mitgeteilt. Sie wusste, es brauchte keine Sporen, nur den leisen Druck ihrer Schenkel, ein Schnalzen ihrer Lippen. Der Hengst schoss voran. Der harte Schlag wechselte, als die Hufe über das Holz der Bohlen donnerten. Zu spät wurden sie von den beiden Reitern bemerkt. Am Ende des Dammes, der Saint-Malo mit dem Festland verband, hatte sich der Nebel aufgetan. Das Licht des Mondes floss über das von niedrigen Hecken durchzogene Land, das auch in der Nacht seinen herben Reiz bewahrte.

Tief über den Rücken des Pferdes gebeugt, in gestrecktem Lauf dahinjagend, erkannte Caroline die Stelle, an der sie der Kordon der vierundzwanzig Reiter empfangen hatte. Ihren Gedanken nachhängend, sprengte Caroline dahin, als sie bemerkte, dass der Hufschlag des zweiten Pferdes, der ihr wie ein Echo gefolgt war, verstummte. Sie zog die



Zügel scharf an, blickte sich um. Ramon Sterne war zurückgefallen. Sein Pferd ging in ungleichem Trab. Sie wandte ihren Schwarzen, ritt ihm entgegen. »Ein Eisen verloren?«

»Gleich beide, an der Hinterhand. So kann ich Ihnen nicht folgen.«

Caroline zog ihre kleine Uhr aus der Jackentasche. Es war schon nach Mitternacht. »Meine Kutsche ist vorausgefahren. Ich weiß nicht, wann wir sie einholen. Zu zweit auf einem Pferd schaffen wir es nie. Ich muss in der Frühe um neun Uhr in Calais sein, zum Paketboot nach England.«

»Reiten Sie zu! Ich werde in der nächsten Ortschaft einen Schmied finden. Unser Vorsprung ist groß genug. Für mich geht auch morgen noch ein Boot, jeden Tag ...«

Sie suchte seinen Blick, aber wie schon vorher konnte sie ihn dann kaum ertragen. Es war eine Heftigkeit darin, vor der sie zurückschrak. Wie sehr musste das Leben ihn verletzt haben, ihn, dessen Äußeres ein Bild von Entschlossenheit und Kraft bot. Sie zögerte, und doch konnte sie nicht anders. Sie musste ihm die Wahrheit sagen. »Der Herzog ist verhaftet worden. Für seine Freiheit hat man die Ihre verlangt. Ich war entschlossen, Sie auszuliefern.«

Ein Lächeln ging über sein Gesicht. »Es gibt kein Verbrechen, das die Santis nicht begehen würden.«

»Die Santis?« Wieder fiel dieser Name, der ihr nichts sagte.

Er schüttelte den Kopf. Nein, er konnte in diesem Augenblick nicht davon sprechen. Seit mehr als einem Jahr verfolgten sie ihn. Seine Freunde hatten sie beseitigt, einen nach dem anderen, ihn langsam eingekreist, immer enger war das Netz geworden. Er hatte nichts mehr als sein nacktes Leben besessen und sein Wissen, als Leblancs Leute ihn nach Mortemère gebracht hatten. Aber er hatte die Tage dort nicht einmal als Gefangenschaft empfunden. Etwas in ihm war fast erleichtert gewesen, weil endlich alles ein Ende haben würde. Er beugte sich im Sattel vor. Seine Hand löste den Verschluss der Satteltasche; er zog die Bibel, die er aus dem Schrank genommen hatte, heraus. »Sie haben sehr viel für mich getan«, sagte er, »darf ich Sie auch noch darum bitten? Nehmen Sie sie an sich, nehmen Sie sie mit nach London.« Er reichte ihr den Lederband. Er ließ keinen Blick von ihren Händen, während sie das Buch in die Satteltasche schob. »Geben Sie gut darauf Acht«, sagte er. »Und sobald Sie in London sind, bitte, bringen Sie es d'Arincourt.« Er zögerte. »Sie werden die Adresse in dem Buch finden.« Seine Stimme wurde beschwörend. »Aber nur ihm, nur ihm persönlich dürfen Sie es aushändigen!«

Caroline nickte. Es schien ihr nicht nötig, ihr Versprechen durch Worte zu bekräftigen. Schweigend reichte sie ihm eine Börse mit Geld, und ehe er abwehren oder danken konnte, riss sie ihr Pferd herum und jagte davon ...

Caroline stand vor dem offenen Kamin, aber den Flämmchen, die an den verkohlten Holzstücken leckten, schien es genauso kühl zu sein wie ihr. Gleich würde auch dieses Feuer ausgehen, und es würde hier im Salon genauso kalt werden wie in den übrigen drei Räumen. Sie hatte um Holz und zusätzliche Holzkohlenbecken gebeten. Die Unruhe im Haus ließ Caroline vermuten, dass sie die Schwestern Short mit diesem Wunsch in Verlegenheit gebracht hatte.

Philippe hatte ihr die Adresse in London genannt, das Haus an der Ecke des St.-Pauls-Friedhofes, und sie hatte alles so vorgefunden, wie Philippe es ihr geschildert hatte: das zweistöckige Haus aus Ziegelsteinen, das Dach mit unzähligen Schornsteinen besetzt; die Schwestern Emma und Lilibeth Short, weißhaarig, überschlanke, in schwarzen Kleidern und Spitzenhäubchen; auf rührende altjüngferliche Art zugleich zaghaft und überschwänglich; ihre Räume eine skurrile Mischung aus erlesener Eleganz und kleinbürgerlichem Kitsch.

Caroline hatte gleich nach ihrer Ankunft Batu, der sie nun als treuer Diener überallhin begleitete, mit einem Billett zum französischen Gesandten in London, dem Marquis d'Osmond, geschickt. Sie hatte mit Bedacht das Atlaskleid für den Besuch am Portland Place gewählt. Der schwere Abendmantel lag neben ihr am Stuhl bereit. Allmählich wurde sie ungeduldig. Wo blieb nur Batu mit der Droschke?

Es klopfte an der Tür. Sie öffnete. An jedem Arm einen Korb voller Holz, stand Timothy da, das Hausfaktotum der Schwestern Short. »Komtesse entschuldigen bitte. Das Holz musste erst gehackt werden.« Er stellte die Körbe neben den Kamin. Caroline drückte ihm eine Münze in die Hand. »Bitte, sorgen Sie dafür, dass in allen Kaminen immer ein Feuer brennt. Auch wenn ich nicht zu Hause bin. Lassen Sie das Feuer nie ausgehen.« Sie trat an eines der mit verschnörkelten Eisenbalkonen verzierten Fenster. Weiche blaue Dämmerung entrückte die Dinge, die eng stehenden Häuser, den Friedhof mit den alten, ausladenden Trauerweiden, und darüber im Dunst, frei in den Lüften schwebend, gleich einem Bergmassiv, das aus den Wolken ragt, die Kuppel der St.-Pauls-Kathedrale. Unten lag die Straße verlassen, in dem eigenartigen Licht der Gaslaternen, ein Licht, das sie noch nie woanders gesehen hatte. Sie wollte sich schon abwenden, da sah sie die elegante Droschke in die Straße einbiegen.

Caroline griff nach dem Abendmantel, warf ihn über, als die Tür des Salons aufging. Es war Batu. »Entschuldigen Sie, Komtesse, dass ich so eindringe. Aber der Marquis d'Osmond ... Er möchte Sie sprechen.«

Der Gesandte kam zu ihr? Was bedeutete das? Caroline kam nicht weiter in ihren Überlegungen. Der Marquis stand bereits unter der Tür. Sie warf schnell einen Blick zum Kamin, aber Timothy war verschwunden. Lautlos schloss Batu die Tür.

Einen Augenblick war nur das Prasseln des neu entfachten Feuers zu hören. Mit dem kurzen energischen Schritt, mit dem kleine Männer die fehlenden Zentimeter auszugleichen versuchen, kam der Marquis auf Caroline zu. »Komtesse, Sie sehen, Sie brauchen nur zu rufen.«

»Ich danke Ihnen, Marquis.« Caroline war sich noch immer nicht sicher, ob sein Kommen ein gutes Zeichen war. Marquis d'Osmond hatte seine schwarze Pelerine über eine Stuhllehne geworfen. Die Hände reibend, trat er näher an den Kamin.

»Ich freue mich, Sie so gut untergebracht zu sehen.«

Er wandte sich vom Feuer weg, ihr zu. Wie schon beim Eintreten empfand er beim Anblick dieser Frau Genugtuung darüber, dass diese außergewöhnliche Schönheit eine Französin war. »Was für ein bezauberndes Kleid Sie tragen! Es macht mich stolz. Sie bestätigen den Ruf, den Französinen in diesem Land genießen – von der Mode und von der Liebe mehr zu verstehen als die Frauen anderer Nationen. Sie bleiben länger in London?«

»Ich hoffe, nur wenige Tage«, sagte sie. »Bis sich das Missverständnis um den Herzog von Belômer aufgeklärt hat.« Sie sah, wie der Marquis nervös seine weiße Batistkrawatte zurechtzupfte, wie plötzlich das Lächeln von seinem Gesicht verschwand. »Das Ganze ist äußerst peinlich ... Delikat.« Er biss sich auf die Lippen. »Heute früh kam mit der Korrespondenz aus Paris Order für diesen Fall.«

»Vom König?«

»Ihr Bruder hat beim König interveniert, ja.«

»Sprechen Sie! Was gedenkt der König gegen dieses Unrecht zu unternehmen; die Verhaftung eines Herzogs von Frankreich.«

Der Marquis nickte. »Gewiss, Komtesse. Die Sache ist nur die – wir haben eben einen Krieg verloren. Seit Waterloo ist kaum ein Vierteljahr vergangen. Unsere Position England gegenüber ist alles andere als gut. Wir können im Moment nicht auftrumpfen. Dem König sind die Hände gebunden.«

»Ludwig XVIII. hat diesen Krieg nicht geführt und nicht verloren.«

»Richtig – und er denkt auch nicht daran, den Kredit, den er in aller Welt hat, dadurch zu erschüttern, dass er Skandale des französischen Adels deckt. Sklavenhandel ist in England ein Verbrechen.«

Sie starrte ihn an, unfähig, etwas zu sagen. Es war ausgesprochen, das Unglaubliche! Alles in ihr verlangte danach, diesem Mann auf der Stelle die Tür zu weisen. Aber sie besann sich, zwang sich zur Klugheit. Sie wollte sich nicht Feinde schaffen. »Wir haben uns missverstanden, Marquis«, sagte sie mit der vollkommenen Ruhe, die über sie kam, wenn es zu kämpfen galt. »Ich habe mich nicht an Sie gewandt, damit Sie etwas unternehmen. Ich wollte Sie lediglich um einige Informationen bitten.«

»Ich fürchte, ich werde Ihnen da kaum weiterhelfen können. Der Fall liegt beim Obersten Gericht der Admiralität.«

»Ich will nur wissen, wohin man den Herzog gebracht hat!«

»Das, Komtesse, übersteigt mein Wissen. Ich kann Ihnen auch nicht helfen, es in Erfahrung zu bringen.«

»Das heißt, Sie wollen nicht helfen.«

»Sie zwingen mich, unhöflich zu sein, Komtesse. Es heißt ganz einfach für den französischen Gesandten laut Order vom König, dass der Herzog von Belômer nicht

existiert.«

Caroline konnte die Verachtung, die sie für diesen Mann empfand, nicht länger verbergen. »Deshalb durfte ich also Ihr Haus nicht betreten.«

Die braunen Augen des Marquis wurden hart. »Jetzt haben wir uns verstanden, Komtesse! Und noch einen Rat. Ich bemerkte, dass Sie einen schwarzen Diener haben. Treten Sie nicht allzu offen mit ihm in London auf. Man würde es als Affront empfinden, in dieser Situation.«

Dieser Mann war nicht nur feige, er war auch dreist, wie es nur dumme Menschen sein konnten. Jedes weitere Wort war sinnlos. Trotzdem konnte sie es sich nicht versagen zu antworten: »Wie peinlich, Marquis, dass der König nicht auch eine Order gab, die meine Existenz aufhob. Aber keine Sorgen. Ich werde Sie nicht noch einmal kompromittieren. Sie waren nie hier. Ich existiere so wenig für Sie wie der Herzog.«

Der Marquis d'Osmond nahm die Pelerine vom Stuhl und verneigte sich. Ein gezwungenes Lächeln spielte um seinen Mund. »Sie übertreffen den Ruf, der Ihnen vorausgeht, Komtesse. Der Herzog ist zu beneiden. Ich sehe, ich brauche mir weiter keine Sorgen um ihn zu machen.«

Immer noch vor dem Kamin stehend, hörte Caroline das Geräusch der davonfahrenden Kutsche. Es war seltsam. Sie empfand fast Erleichterung. Sie klingelte. Als Batu erschien, als er vor ihr stand, auf ihre Befehle wartend, sie ansah, mit Augen, aus denen sie seine ganze treue Abhängigkeit herauslas, sagte sie: »Wir haben nie darüber gesprochen, Batu, aber wenn du je den Wunsch hättest, nicht mehr in meinen Diensten zu stehen – ein Wort von dir würde genügen.« Aber er schien nur zu erschrecken, als hätte sie mit ihren Worten an seinen kostbarsten Besitz gerührt. »O nein, Komtesse, Sie dürfen mich nicht wegschicken!«

Sie lachte auf. »Nur um eine Kutsche zu besorgen. Und erfrage die Adresse von Lady Northumberland.« Sie würde dem französischen Gesandten beweisen, wie wenig sie ihn brauchte. Wozu hatte der Herzog seine vielen Freunde! Sie holte aus dem Schlafzimmer ihre Schmuckkassette. Nach einigem Zögern nahm sie den brillantenen Halbmond heraus. Die lang ausgezogenen Enden nach oben, steckte sie ihn über der Stirn ins Haar. In ihr war ein leises Zittern, als schmückte sie sich für ihn.

Im Northumberland House, dem Stadtpalais der gleichnamigen Herzöge im Stadtteil Mayfair, fand an diesem Abend eines jener glänzenden Feste statt, zu denen diese Familie ihre ebenso reichen wie mächtigen Freunde um sich versammelte. Ein Diener hatte Caroline in den stillen Anmeldesalon geführt, ihre Karte entgegengenommen. Sie hatte nicht die Ruhe, sich zu setzen, obwohl man sie nun schon fast eine halbe Stunde warten ließ. Langsam ging sie auf und ab. Der dicke grüne Teppich schluckte ihre Schritte. Leise raschelte ihr Mantel bei jedem Schritt. Gleich einer fernen Brandung drang der Festeslärm herüber. Lautlos, wie aus dem Boden gewachsen, stand der Haushofmeister plötzlich vor ihr. »Es tut mir leid – Lady Northumberland bedauert. Sie empfängt heute nur geladene Gäste.«

Caroline blickte auf das Tablett, auf dem ihre Karte lag, auf die Hand, die es hielt. Mechanisch legte sie eine Münze auf den silbernen Teller, raffte ihren Mantel. Eine Tür flog vor ihr auf. Sie durchschritt einen Säulengang. Hinter ihr klang Musik auf, Lachen, Stimmengewirr. Sie war zu betroffen, um irgendetwas zu empfinden. Sie spürte nur, wie etwas Dunkles sich in ihr ausbreitete, etwas, für das sie keinen Namen hatte. An den beiden Türstehern vorbei stieg sie die flache Freitreppe hinunter.

Der französische Gesandte war zu ihr gekommen, um sie nicht in seinem Haus empfangen zu müssen. Hier hatte man sie abgewiesen wie eine lästige Bittstellerin. Sie konnte es immer noch nicht fassen. So klein, so verächtlich durften Menschen einfach nicht sein. Der Herzog hatte die Northumberlands immer als seine besten Freunde in London bezeichnet. Wenn sie schon so handelten – wie würden sich dann erst seine Feinde verhalten? Aber sie durfte nicht an sich denken, an Beleidigungen, die man ihr zufügte; was musste es erst für ihn bedeuten, sich von all denen verlassen zu sehen, die ihn umworben und hofiert hatten!

Sie stand draußen am Fuß der Freitreppe. Ihr Blick ging zurück über die cremefarbene Fassade des Hauses, die strahlend erleuchteten, hohen Fenster. Zwei gigantische Kandelaber verströmten ihr Licht. Aus allem sprach alter Reichtum und Würde, vor allem aber, so schien es ihr, eine Art Herablassung gegenüber jedem Fremden, jedem, der nicht dazugehörte.

Die Nacht umfing sie mit feuchter, durchdringender Kühle. Der Mond stand am Himmel. Was sollte, was konnte sie tun in einer fremden Stadt, in der sie niemand kannte? Ein Geräusch hinter ihr ließ sie zusammenfahren. Aus dem Boden gewachsen, stand ein Mann neben ihr, in einen schwarzen Mantel gehüllt. Er deutete eine Verbeugung an. »Zu Ihren Diensten, Komtesse.«

»Wer sind Sie?«

»Jemand, der weiß, wie schwierig es ist, in einer fremden Stadt etwas zu erreichen, wenn man keine Freunde hat.«

»Sie scheinen Gedanken lesen zu können«, sagte sie. Der Klang ihrer eigenen Stimme gab ihr einen Teil ihrer Sicherheit zurück.

»Das wäre eine zu unsichere Methode«, antwortete der Fremde lächelnd. »Zu wissen ist besser.«

Ihr Staunen wurde immer größer; ein Grauen beschlich sie. Und doch – nach dem ersten Schrecken war sie fast froh über diese Begegnung. Es war ihr selber unerklärlich, aber ihre Hoffnung regte sich wieder. Wenn die Freunde ihr nicht weiterhalfen, warum nicht ein Fremder. »Warum dieses große Interesse?«, fragte sie. »Nur aus Freundlichkeit?«

»Das wäre nicht unsere Art, nein.« Er schien amüsiert. »Selbstverständlich erwarten wir etwas dafür. Aber davon später. Wir missbilligen, was mit dem Herzog geschah – genau wie Sie. Dass uns seine Verhaftung gelegen kommt, ist etwas anderes. Jedenfalls – es stünde in unserer Macht, ihm die Freiheit zu bringen.«

Es war ihr plötzlich, als hätte sie dieselben Worte früher schon einmal gehört. Ihr